

# Weihnachts-Blöken

Beilage zur Rheinischen Volkszeitung Wiesbaden

Gütliches Kindlein, laß dich begrüßen! • Siehst Du auch bittere Tränen noch fließen • Ob unsres Volkes dunkelster Zeit, • Sei Dir ein Willkommen doch herzlich geweiht



Seiher denn je laß dich heute ver-  
ehren, • Da uns unsägliche Leiden  
verzehren, • Du kannst allweise  
sie lindern allein, • Liebreichstes  
Kind, wolle Tröster uns sein! -

Maximilian Kretzschmar

Verantwortlicher Schriftleiter: Bruno Trabert

Wiesbaden, den 25. Dezember 1920

Druck und Verlag von Hermann Rauch, Wiesbaden

## Hochl. Weihnachtsfest. Evangelium des hl. Luk. 2, 1—14

In jener Zeit ging ein Befehl aus von Kaiser Augustus, das ganze Land zu beschreiben. Dies war die erste Beschreibung und geschah durch Cyrinus, den Statthalter von Syrien. Und alle gingen hin, sich anzugeben, ein jeder in seine Stadt. Und es ging auch Joseph von Galiläa von der Stadt Nazareth hinauf nach Judäa in die Stadt Davids, welche Bethlehem heißt, weil er aus dem Hause und Geschlechte Davids war, um mit Maria, seinem verlobten Weibe, die schwanger war, sich anzugeben. Es begab sich aber, als sie daselbst waren, kam die Zeit, da sie gebären sollte. Und sie gebahr ihren erstgeborenen Sohn, wickelte ihn in Windeln und legte ihn in eine Krippe, weil in der Herberge kein

Platz für sie war. Und es waren Hirten in derselben Gegend, welche hüteten und Nachtwache hielten bei ihren Herden. Und siehe, ein Engel des Herrn stand vor ihnen, und die Herrlichkeit Gottes umschattete sie, und sie fürchteten sich sehr. Der Engel aber sprach zu ihnen: Fürchtet euch nicht; denn siehe, ich verkündige euch eine große Freude, die allem Volke widerfahren wird; denn heute ist euch in der Stadt Davids der Heiland geboren worden, welcher Christus der Herr ist. Und dies soll euch zum Zeichen sein: Ihr werdet ein Kind finden, in Windeln eingewickelt und in einer Krippe liegend. Und sogleich war bei dem Engel eine Menge himmlischer Heerscharen, welche Gott lobten und sprachen: Ehre sei Gott in der Höhe und Friede den Menschen auf Erden, die eines guten Willens sind!



## Das Wort ist Fleisch geworden

1. „In jener Zeit ging ein Befehl aus vom Kaiser Augustus, das ganze Land zu beschreiben.“ Mit diesen Worten beginnt die hl. Schrift die Erzählung von der wunderbaren Geburt des Gottessohnes in Bethlehem. Wenn der König des Himmels und der Erde sich in Bewegung setzt, muß die ganze Welt ihm zur Verfügung stehen, müssen alle Geschöpfe ihm zu Willen sein. Maria und Joseph wohnten in Nazareth, etwa drei Tagereisen nördlich von Bethlehem. Dieses heilige Ehepaar wußte, daß der Erlöser in Bethlechem, nicht in Nazareth, zur Welt kommen sollte. Aber wie sollte die Schrift erfüllt werden? Maria und Joseph waren überzeugt, daß Gott schon Mittel und Wege finden werde, die Schrift wahr zu machen. Da traf die kaiserliche Verordnung über eine Volkszählung ein. Jeder war gehalten, die Angaben über seine Familie bei den Behörden zu machen. In Judäa erfolgte die Meldung entsprechend der jüdischen Volkseinteilung nach Stämmen, und zwar am Geburtsort des Stammvaters. Maria und Joseph stammten beide aus dem Hause David, Davids Geburtsort aber lag in Bethlechem, etwa zwei Stunden südlich von Jerusalem. Demgemäß mußten sich die beiden nach Bethlechem begeben und die Angaben über ihre Familie bei der dortigen Ortsbehörde machen.

So weiß Gott die Dinge dieser Welt, die Verordnungen, Befehle und Taten der Mächtigen dieser Erde stets zu seinen Gunsten und zur Erfüllung seines Willens zu lenken. Niemand kann sich seinem Willen widersetzen. Und sollte es jemand versuchen, sollte er wie einst Jonas der ausdrücklichen Aufforderung Gottes, ein Werk zu verrichten, nicht nachkommen, dann weiß Gott schon Mittel und Wege zu finden, seinen Willen zu erzwingen. Diese Wahrheit muß uns mit unendlichem Vertrauen auf Gottes Vorsehung erfüllen. Es ist nicht wahr, daß Gott alles gehen und laufen

läßt in der Welt, daß er sich nicht um die Not der Menschen kümmert und sie ihrem Schicksal überläßt. Sondern wahr ist, daß er



### Weihnacht

Christkindlein kommt durch den Tannenwald,  
Pff! pff! — Ob ich es nicht seh'? —  
Es trägt einen schimmernden Sternenkranz  
Und reitet auf schneeweißem Reh.  
Und neben ihm lacht Frau Holle geht  
Im weichen Flockengewand;  
Und ein einziges, glühendes Tarahüpplein trägt  
Zwerghkönig in seiner Hand.  
Und wohin es tritt, da wachsen gar stark  
Sternblumen zum Himmel empor.  
Und jauchzend singt, auf Anecht Ruprechts Wink,  
Der Englein jubelnder Chor. —  
Unsichtbar tritt's ein in jedes Haus,  
Wo gläubige Menschen sind,  
Und zündet die Lichter am Christbaum an —  
Sorgt, daß es den Weg zu Euch find'!

Bruno Stabfeld

vom Himmel her alles sieht und beobachtet und daß alles so kommt, wie es von Ewigkeit her im Plane der göttlichen Vorsehung liegt. „Alles was er will, macht der Herr im Himmel und auf Erden, im Meer und in allen

Tiefen, der Wolken herabföhrt vom Ende der Erde, Blitze zu Regen macht, der die Winde herausbringt aus seinen Schätzen.“ (Ps. 134, 6. 7.) Und wer immer sich gegen den Willen Gottes erhebt, wird seinen Arm zu fühlen bekommen. Wir alle sind Werkzeuge in der Hand Gottes, und wehe dem, der sich dagegen erhebt. „Ich will heimsuchen die Frucht des Hochmutes des Königs von Assyrien, und die Pracht seiner hochblickenden Augen. Darum, daß er spricht: Durch die Kraft meiner Hand habe ich getan, und durch meine Weisheit bin ich klug geworden. Ich habe die Grenzen der Erde verrückt, ihre Fürsten beraubt, und wie ein Hahn die, so in der Hölle sitzen, gestürzt. Wie ein Vogelnest fand meine Hand die Stärke der Völker, und wie man Eier sammelt, die verlassen sind, so raffte ich alle Völker zusammen, und niemand war, der eine Feder bewegte oder den Mund anstieß oder zischte. Darf ich wohl rühmen die Art wider den, der damit hant? Oder die Säge sich brüsten wider den, der sie zieht? Dies wäre, wie wenn die Rute sich erhöhe wider den, der sie hebt, oder wie wenn ein Steden sich hübe, der ja Holz ist.“ (Jes. 10, 12—15.) Im Dienste Gottes kommen wir am weitesten, wenn wir wie ein leuchtendes Werkzeug handeln und ganz selbstlos und uneigennützig den Willen Gottes vollziehen.

Auch unsere gegenwärtige Not ist, wie die ganze Weltlage, von der göttlichen Vorsehung vorgegeben und von Ewigkeit her gewollt. Unser Schicksal wie das Schicksal aller Völker des Erdbereiches dient Gott zur Erreichung seiner heiligen Absichten. Und welches werden diese Absichten sein? „Wir sind nach dem Vorsatz dessen, der alles nach dem Ratsschlusse seines Willens wirkt, vorherbestimmt, damit wir zum Lobe seiner Verherrlichung seien.“ (Eph. 1, 11.) Mit diesen Worten hat Paulus den Zweck aller Geschehnisse gezeichnet: Die Verherrlichung Gottes in seinen Geschöpfen.

Aber Josephine hörte und merkte jetzt nichts. Sie stand wie festgebannt vor einem Ladenfenster, in dem ein Weihnachtsbaum mit Schneeflocken und brennenden Lichtern und eine Krippendarstellung mit Ochsen und Eseln zu erschauen war, alles ganz primitiv und für naive Kindergemüter berechnet.

„Gott! Gott!“ stammelte Fräulein Josephine ganz entzückt, „hätte man doch einmal so etwas gehabt!“

Die Ältere hatte Mühe, sie loszureißen.

„Ich glaube gar, du hättest jetzt noch gerne so etwas!“

Die Jüngere schluckte.

„Warum nicht? Nur ein kleines Bäumchen.“

„Unsinn! Für uns doch nicht! Und sonst? Wen haben wir denn?“

Fräulein Josephine senkte den Kopf ganz tief. „Ach Dina, ich wüßte es schon ... Unseres Bruders Georg ...“

Schwester Dina unterbrach sie streng.

„Wir haben nur einen Bruder gehabt. Und der liegt in Schellendorf begraben, das weißt du so gut, wie ich! Josephine, Josephine! Ich will nicht hoffen, daß du hinter meinem Rücken Heimlichkeiten betreibst mit jenen Leuten, die sich manchmal zu schreiben unterstehen! Merk' es dir: Schweigen und wieder Schweigen ist das einzige da. Die Ehre unseres Hauses ...“

Fräulein Josephine sah schon von der Seite herüber.

„Ach, Dina, ich denke jetzt manchmal, wo Ludwig nun tot ist und seine Frau uns doch gar nicht schwesterlich mitgespielt hat, bis wir um des lieben Friedens willen sogar aus dem elterlichen Hause fort sind ...“

Sie waren in stillere Straßen gekommen, nahe ihrer Behausung, wo nicht der Wagenlärm jegliches Wort verschlang. Fräulein Josephine's gutes Gesicht trübte sich, aller Glanz der Weihnachtslichter von eben erlosch in ihren Augen.

Sie hatte jetzt mehr Zeit, zu denken, als daheim in Schellendorf in der großen Haushaltung, wo es immer zu schaffen gab von morgens bis abends. Und da kamen manchmal auch ganz widerwärtige Gedanken angestiegen, die sich gar nicht mit allem einverstandenen erklären wollten, was da geschehen war, weil sich der jüngste Sohn nicht in den Rahmen des Hauses fügen konnte und durchaus ein Rusaker werden mußte.

Ein Rusaker, beinahe so viel wie ein Komödiant! Einer, der seine Studiengelder für seine geliebte Musik ausgab, einer, dessen Schulden sie zu bezahlen bekamen! Einer, der dann weder Glück noch Stern hatte ...

Und dennoch, einer, den Josephine nie so ganz vergessen konnte, wenn ihn auch die anderen von dem Gedanken der Lebenden ausschickten. Immer abends mit geschlossenen Augen sah sie das Bild des schönen, dunkeläugigen Jungen. Und in der Stille der Nacht kamen ihr dann oft auch die Zweifel an dem Ältesten, der nun tot war.

Mußte denn alles recht sein, was er tat, nur weil er der Älteste war? Weshalb schreite er alle Freier aus dem Hause, warum schien ihm nie einer gut genug? Weil er die Welt kannte und mehr Verstand und Einsicht hatte als sie, hieß es damals. Aber die Leute sagten: Weil Geld und Gut, Haus und Hof nicht getrennt werden durften! Und Josephine Möller dachte es auch manchmal.

Nur sagte sie es nicht. Dina hätte sie nicht verstanden. Die gleich im Wesen mehr dem Vater und Bruder Ludwig. Und niemals schien ihr im Laufe der Jahre etwas zu fehlen, indem sie für Möllers Vermögen gearbeitet hatte wie eine bezahlte Kraft. Rein, Dina war viel stärker als sie. Und schämen mußte sie sich noch auf ihren alten Tag, wenn die Schwester alle ihre Gedanken wüßte!

Plötzlich wie ein Wiesel lief Josephine die zwei Treppen hinauf und öffnete die Flurtüre. Langsam folgte Dina; sie merkte doch die Nähe des siebenten Jahrzehnts schon ein wenig, wenn sie es auch nicht eingestehen wollte.

„War nichts im Briefkasten?“

„Doch, eine Ansichtskarte ... hier.“

„Man meint ja, du hättest das Zittern! Ist dir kalt?“

„Nein, nein. Gewiß nicht,“ sagte Josephine ganz verwirrt. Und ablenkend mahnte sie: „Döre nur, was ist das denn wieder für ein Lärm da oben?“

„Ach, das scheinen die sieben Raben oben zu sein. Wahrhaftig! Nein, so ein Rabau! Und das noch am Tage vor Christabend!“

Auf der Treppe erkönte nun ein lauter Schrei. Fräulein Josephine öffnete erschreckt die Flurtüre und trat hinaus — gerade recht, um ein Bündel aufzufangen, das kopfüber, kopfunter vor ihre Füße kollerte.

„Jesses, Jesses!“

Aus dem Knäuel guckten jetzt ein paar Arme und ein paar Beinchen heraus, und gleich darauf verkündete auch ein lautes Geheul, daß irgendwo noch eine ganze Menge Lebensenergie vorhanden war. Fräulein Josephine entfernte mit einiger Mühe die umgestülpten Kleidchen vom Gesichte des schreienden Wesens und suchte zu ergründen, ob ihm ein Schaden geschehen sei — als auch schon ein kleines Mädchen und ein Herr mit gesträubtem Haare nachgelassen kamen.

„Entsetzt ... Entsetzt!“ rief die Kleine ängstlich, „hast du dir auch nichts getan?“

„Nein, ich glaube nicht,“ beruhigte Fräulein Josephine. „Es hat noch gut gegangen.“

„Ich danke Ihnen vielmals,“ sagte der Herr und nahm Fräulein Josephine den kleinen Jungen ab. „Und bitte auch um Entschuldigung wegen dem Lärm! Es ist ein Kreuz! Das Christkind hat uns heute noch ein Brüderchen gebracht.“

„Nun, da gratuliere ich recht schön.“

„Danke, danke. Aber es sind Ferien, alle sind zu Hause, sogar die aus der Bewahrschule, und unsere Mama mußte doch Ruhe haben! So habe ich die Kinder ein bißchen auf die Treppe geschickt. Da ist denn nun erst recht der Lärm los!“

„Und Sie werden sich hier auch noch erkälten,“ warf Fräulein Josephine ein. „Haben Sie denn niemand Vernünftiges bei den Kindern?“

„Es ist uns ein bißchen überraschend gekommen. Die Großmutter kann erst morgen eintreffen.“

„So schicken Sie mir doch ein Paar von den Trabanten.“

Der Herr sah sie überrascht an. Im Hause galten die „alten Jungfern“ für ziemlich unzugänglich und kritisch.

„Aber werteres Fräulein, die Last mit Kindern sind Sie doch nicht gewöhnt!“

Fräulein Josephine schaute den fremden Herrn aus ihren klaren Augen an. Und da sah der mit Erstaunen, daß in diesen braunen Lichtern noch ein Rest von Jugend glänzte, der sie selber noch fast kindlich erscheinen ließ.

„Aber wir sind doch einmal alle Kinder gewesen, wenn es auch bei mir schon lange her ist,“ sagte sie schalkhaft lächelnd. „Ich habe Kinder so gerne! Und jetzt vor Weihnachten, da hätte ich ganz gerne solche kleinen Gäste. Freilich, wenn Sie sie mir nicht gerne anvertrauen wollen?“

„Beruhigendstes Fräulein!“ rief der Vater so rasch, als wenn er fürchtete, Fräulein Möller möchte ihr Wort widerrufen. „Verzeihen Sie die dumme Biederkeit, denn Sie erweisen meiner armen Frau nicht nur eine Wohlthat, sondern es kann sogar eine Lebensfrage sein.“

„Nun sehen Sie, das ist also nur Christenpflicht! Also bringen Sie mir gleich von Ihrer kleinen Schar, so viele Sie wollen. Wie viele sind es denn nun eigentlich?“

„Ach, nur fünf, es ist nicht gar so schlimm! Und wenn ich Ihnen denn die drei mittleren bringen dürfte? Die Älteste ist schon verständig und bleibt mir oben zur Hand. Uebrigens: mein Name ist Latimann. Verzeihung, daß ich erst jetzt an die Vorstellung denke, aber es geht mir alles wie ein Mühlrad im Korse herum.“

Fräulein Josephine lachte. „Das glaube ich wohl. Gest, da kommen die Frauenzimmer zu Ehren? Aber geben Sie mir schon einmal den Kleinen ...“

„Nein, nein, wofür wollen ihn doch oben erst wieder ein bißchen menschlicher machen. Meine Frau würde mich ja nie verzeihen, wenn ich

Ihnen den Jungen in diesem Zustande überlieferte. Und Sie können sich dann auch auf die Einquartierung vorbereiten.“

Dina sah in dem einfachen Wohnzimmer vor ihrer Kaffeetasse und schüttelte den Kopf.

„Was du nicht alles für Einfälle hast! Einfälle wie ein altes Haus! Na, meinetwegen mach' mit den Heuböppen, was du Lust hast. Nur nicht vor meinen Ohren.“

„Ich halte sie in der Küche. Da ist's schön warm und sie können nichts verderben,“ triumphierte Fräulein Josephine entzückt und lief mit verlängerten Schritten hinaus, um ihre Vorbereitungen zu treffen.

Da kamen sie auch schon. Sie sahen ganz manierlich aus, gar nicht mehr, wie die sieben Raben, a's welche Dina sie gekauft hatte. Der größere Junge trug seinen Vaukasten unter dem Arm, das Mädchen hielt im einen Arm die Puppe, an der anderen Hand das Brüderchen.

Josephine's Augen verdunkelten sich. Hatte nicht auch einmal solch ein kleiner Kobold in ihrem Elternhause auf Schritt und Tritt an des Älteren Schreierchens Rockfalten gehangen und war ihr nachgewadelt, wohin sie ging? ...

Fräulein Dina sah im Wohnzimmer bei ihrer kleinen, hellbrennenden Lampe und na te mit undurchdringlicher Miene. Auch sie dachte an die Heimat, aber vor ihrem Geiste stiegen die Tage der vorjährigen Weihnacht auf, die nur Waffenstillstand gewesen waren im Kampfe mit der Schwägerin um ihr Recht und ihr Geld. Sie, Dina Möller, hatte ihn aber endlich glücklich ausgefochten.

Von der Küche drang manchmal ein Lachen herüber, auch ein bißchen Toben. Es lockte sie nicht. Die Josephine war viel zu weidmütig. Wenn sie, Dina, einmal tot wäre, so würde ihre Schwester wohl ein Asyl für verlassene Hunde und Raben einrichten und fremde Kinder zu halben Dukaten hereinerschleppen. Da mußte man bei Zeiten einen Riegel vorschieben.

Nun gingen die Kinder fort. „Morgen kommen wir wieder,“ hörte sie das Mädchen im Flur sagen. „Diesmal bringt uns das Christkind ja erst im neuen Jahre den Baum und die Krippe.“

So, also morgen war Fortsetzung. Dina rühte unruhig an der Brille und wartete auf Josephine, um der den Kopf noch einmal ordentlich zurechtzusetzen.

Aber die Schwester kam nicht. Endlich stand die Ältere auf und ging zur Küche.

Das Licht stand noch hoch auf einem Ständer, wo keiner der unruhigen Gäste es umwerfen konnte. Der Tisch war in die Mitte der Küche gerückt, auf den Stühlen lagen dicke Bücher als Unterlagen. Unordnung überall. Aber die schlimmste Unordnung zeigte sich doch in Josephine selber. Die sah auf dem großen alten Küchenstuhl, der die Jahreszahl 1812 trug, hatte die Arme auf den Tisch gebreitet und den Kopf darauf gelegt, als wenn sie schlief.

Sie schlief nicht; ihr ganzer Körper schütterte vor Weinen, vor einem so trost- und lautlosen Weinen, wie es nur der tiefste Schmerz zu finden vermag. Vor ihr lagen die Fäden eines Briefumschlages.

„Josephine!“ rief Dina, halb erschreckt, halb unwillig.

Keine Antwort.

„Josephine, was fällt dir denn ein? Wer hat dir etwas getan? Die Kinder?“

„Nein.“

„Warum sehest du dich dann hin und heulst? Das ist ja eine schöne Einleitung für das Christfest!“

Die jüngere hob plötzlich die verweinten Augen. „Ja, du hast recht, daß du mich an Weihnachten erinnerst: Frieden den Menschen auf Erden! So handle nun auch danach, wenn du Gott die Ehre geben willst ... Du, du!“

„Was ist das?“ frag Dina kühl und hob das Papier nicht auf, das Josephine's zitternde Finger ihr hinschoben.

„Das ist ein Brief von Georgs einziger Tochter.“

„Dachte ich mir doch halb und halb. Und was will die? Wohl Geld?“

rettende Hand hinreichen. Mit dem Kinde in der Krippe hast du Nacht über Sünde und Leidenschaft und Kraft zu jeder Tugend und Mut und Stärke, aufrechten Herzens und Ganges selbst unter dem schwersten Kreuze durch das Leben zu gehen. Dieses Kind macht dich frei von allem, was dich mit Gott entzweit und dein zeitliches und ewiges Glück gefährdet.

Auch du hast schon oft gesungen: „Zu Bethlehem geboren ist uns ein Kindelein, das hab' ich ausserkoren, sein eigen will ich sein.“ Du hast dir das Kind von Bethlehem erkoren; wohl! denn! Lerne von ihm, ahme nach seine Demut und Geduld, seine Liebe zur Armut und Entfagung und zum Kreuztragen, seine große Menschenliebe und Hilfsbereitschaft zumal Feiertage, wo ungezählte Menschengen um Liebe und Teilnahme und Hilfe stehen! „Sein eigen“ willst du sein, sein eigen im demütigen Glauben, in Liebe und Hingabe, sein eigen durch praktisches Christentum. Sei und bleibe vor ihm ein Kind im innigen, vertrauensvollen Gebete, ein Kind im demütigen Bekenntnis deiner Sündenschuld, ein Kind im Glauben, Hoffen und Vertrauen und in williger Hingabe deiner selbst! Möge das göttliche Kind dir die Gnade gewähren, bis zum letzten Atemzug deines Lebens allezeit als Kind Gottes zu leben, als solches zu sterben! Möge Geistes-, Herzens- und Gewissensfrieden deine Weihnachtsgabe sein, die das göttliche Kind allen gerne verleiht, die „guten Willens“ sind.

## Der Weihnachtsbaum in Sage und Geschichte

Von E. Smithanders, Wiesbaden.

Wohl die eigenartigste Erscheinung des Weihnachtsfestes ist der Weihnachtsbaum. Angehörige aller christlichen Religionsgemeinschaften richten am Heiligen Abend den Baum auf, den wir Christbaum nennen. Die einen wie die andern fühlen die gleiche Regung längstvergessener kindlicher Frömmigkeit und gläubiger Begeisterung, wenn der frische Parzgeruch durchs Zimmer zieht und der helle Schein der vielen Lichter die Festesfreude beleuchtet. Im Rauberbann dieses Baumes kommen die alten Träume wieder. Es ist, als zöge ein heimliches Rauschen durch die dunklen Zweige, wie Grüße aus fernen Tagen. Was hat der Weihnachtsbaum uns nicht einst für Märchen ins Herz gesungen! Solche Tage goldener Kindheit, die sich ahnungslos allein der Freude hingibt, unbekümmert um das Morgen, wenn das Heute lachst.

Der Weihnachtsbaum ist eine noch verhältnismäßig junge Sitte. Die Frage, ob er aus dem Heidentum stammt, läßt sich nicht mit Sicherheit beantworten; daß ein altheidnischer Anhang vorliegt, ist wohl nicht von der Hand zu weisen. Denn allgemein spielten die Natursymbole an den hohen Festtagen der Germanen eine bedeutsame Rolle; die katholische Kirche verwarf es darum nicht, dem Kult unserer Vorfahren Rechnung zu tragen. Wenn also unser Brauch mit dem deutschen Heidentum zusammenhängt, so ist das kein Grund, ihn zu verschmähen.

Bekannt ist der Waldekultus der Germanen. Eßt deutsch ist auch die Liebe zum Walde, die sich darin ausdrückt, daß man den Tod Freund sein nennt, weil im Haine, in der Nähe des Waldheiligtums, die sterbliche Hülle zu ruhen pflegte, worauf eine Stelle der Edda hindeutet:

„Du gibst den Göttern zu gute Namen,  
Wenn du sie Waldbewohnungen nennst.“

Vorzüglich galt die Verehrung des Baibes einzelnen uralten Bäumen, zumteil als Opferbäume bestimmt. Die Säupter und Felle der geschlachteten Tiere wurden an ihnen aufgehängt. Damit sie nicht abstarben, wurden die heiligen Bäume, in deren Laub der Gott rauchte, mit Blut besprengt. Der hl. Baum der Langobarden, den St. Barbatuz umzuhaueu wagte, heißt nach einer Lesart Blutbaum. Zu viel späterer Zeit finden wir zu Burg Frauenstein bei Wiesbaden eine Blutlinde und bei Zrehel (Kanton Zürich) eine Blutbuche, was freilich auch sagen könnte, daß solche Bäume, wenn sie verletzt wurden, blutige Tränen vergossen.

Die heiligen Bäume bekränzte man mit Laub und Blumen. Der aus Baumzweigen geflochtene Kranz hatte die Größe eines Wagenrades. Häufig war das dargebrachte Opfer von brennenden Lichtern begleitet, sowohl



Die Hl. Nacht

wenn es am Ufer eines Flusses, am Rande einer heiligen Quelle dargebracht wurde, als auch wenn die Kerzen den heiligen Baum beleuchteten. So hergebracht, ja selbstverständlich scheint aber die Verbindung des Opfers mit angezündeten Lichtern gewesen zu sein, daß man sich, wie wir aus zwei Gedichten Walthers von der Vogelweide erfahren, gewöhnt hatte, jede Gabe, jedes Geschenk ein Licht, eine Kerze zu nennen. Ist dieser Sprachgebrauch heute auch erloschen, so betrachten wir doch noch jedes Geschenk als eine Verehrung, die einem persönlichen Opfer gleicht. So war es vor mehr als fünfzig Jahren in Berlin Sitte, dem am Weihnachtsabend unerwartet eintretenden Gaste, dem man kein Geschenk bereithielt, wenigstens einen Wachsstock anzuzünden, den er als ihm geschenkt betrachtete. Diese Gabe war demnach Licht und Geschenk zugleich.

Das dargebrachte Opfer, die brennende Kerze, galt jedoch nicht dem Baume oder der Quelle, sondern dem Gotte, der Wald oder Baum geheiligt, dem Flußgotte oder Quellgotte, der das Wasser bewohnte oder gespenbet hatte. Für jedes dargebrachte Opfer erhofft aber der selbstsüchtige Sterbliche hundertfältigen Lohn, und so ist es nicht unerwartet, wenn wir den Baum beschenken, z. B. im Märchen auf Aschenbrödel die prächtigen Kleider, die mit Silber und Gold gestickten Mantelfeln herabschütteln sehen. Hehnlicher Baummärchen gibt es noch viele. So stand bei Tribur,

der alten Kaiserpfalz am Rhein, ein Apfelbaum, der in der Christnacht in erster Stunde Blätter und Blüten trieb und Früchte brachte; man nannte diese „Dränkleinäpfel“, wohl von unseres Herrn (truhin) Geburtsnacht. Von solchen Bäumen, die in der Weihnacht Früchte tragen, wird auch aus dem Vogtlande gemeldet. Wenn es aber zu Wertheim durch den Schnee grünte, so werden wir an Walthers von der Vogelweide erinnert: „der Dürnge bluome schunet dur den sne.“ — Sommer erzählt, daß es noch im 18. Jahrhundert in Sachsen Sitte gewesen, an Weihnachten in den Garten zu gehen, an allen Obstbäumen zu rütteln und ihnen zuzurufen: „Bäumchen, schlaf nicht, Frau Holle kommt!“ Man glaubte also, daß beim Raken der Göttin alles wach sein müsse, sie zu empfangen, und daß ein Baum, der eingeschlafen, nicht mit Früchten gesegnet werde.

Ganz erstaunliche kulturgeschichtliche Ausblicke von geheimnisvollem, mystischem Zauber eröffnen sich nun aber, wenn man hört, daß der allerälteste Weihnachtslichterschnur im grünen Baum von einer ganz anderen Stelle der Erde uns überliefert worden sei. Wir besitzen nämlich die im Jahre 1556 gedruckte Beschreibung einer Reise des italienischen Edelmannes Bartolomeo oder Bartomans vom Jahr 1503, worin der Autor erzählt, es gäbe in der Nähe von Kalkutta eine vielbesuchte Tempelwallfahrtsstätte und dicht bei ihr einen von Bäumen umrahmten Teich; in diesen Bäumen würden nun alljährlich am 23. Dezember unzählige Lichter und Ampeln angebracht und entzündet! Ist nun unser kerzengeschmückter Weihnachtsbaum letzten Ursprungs auf einen altbuddhistischen Brauch zurückzuführen, der von Missionaren aus Indien nach Europa gebracht worden ist? Mit Sicherheit läßt sich das nicht beantworten.

In Weihnachtsgeheimnissen, die in älterer Zeit spielen, findet man auch den im Lichterglanz strahlenden Christ- oder Weihnachtsbaum erwähnt. Das ist, sobald die Rede von einer Zeit ist, die vor der Mitte des 18. Jahrhunderts liegt, jedesmal ein Anachronismus, eine kulturhistorische Unmöglichkeit. So lesen wir in dem Weihnachtskapitel in Schaffers „Eckhard“, daß Frau Hadwig auf dem hohen Thron ihrem Gefinde unter dem apfelgeschmückten Lichterbaum einbeschert. An und für sich eine hübsche Szene, aber völlig unhistorisch im 10. Jahrhundert. Auch Luther hat man uns so gegen alle geschichtliche Wahrheit dargestellt im Kreise der Seinen unter dem Weihnachtsbaum, ja die Legende schrieb ihm sogar die Erfindung des Lichterbaumes zu: An einem Weihnachtsabend habe er zum klaren Himmel mit seinen vieltausend Sternen aufgeschaut und dann in plötzlicher Eingebung eine Tanne aus dem nahen Walde geholt und über und über mit Kerzen bedeckt, um den Kindern ein Abbild des Nachthimmels mit seinen ungezählten Lichtern zu geben, von dem der Welt Erlöser zur Erde herabgestiegen sei.

Die erste zuverlässige und glaubwürdige Kunde, die uns über das Aufstellen und Schmücken des Christbaumes unterrichtet, stammt von einem unbekannten Mann aus Straßburg i. E., der im Jahre 1605 eine Schrift verfaßte, in der er erzählt: „Auf Weihnachten richtet man Dannenbaum zu Straßburg in den Stuben auf, daran henket man rosen aus vielfarbigem papier geschnitten, Äpfel, Oblaten, Zischgolt, Zuder usw.“

Auch die zweitälteste Nachricht über den Weihnachtsbaum stammt aus Straßburg, und zwar von dem Theologen Johann Konrad Dannbauer, der in einem 1646 erschienenen Buche heftig gegen die neue Sitte des Christbaumschmückens eijert: „Unter andern Zappallen ist auch der Weihnacht- oder Tannenbaum, den man zu Hause aufrichtet, denselben mit Puppen und Zuder behängt, und ihn hernach schüttelt und abblumen läßt. Wo die

Gewohnheit herkommen, weiß ich nicht; ist ein Kinderspiel. . . Viel besser wäre es, man weiste die Kinder auf geistlichen Jüdenbaum Christusum Jesum."

Ueber die Ausschmückung des Weihnachtsbaumes mit Lichtern sowie über die in unsern Tagen überall bekannte Bescherungsfeier unterrichtet uns der Wittenberger Rechtsgelehrte Carolus Gottfried Riklingius, der in seiner Schrift aus dem Jahre 1377 „Von heil. Christgeschenken" ausführlich erzählt, wie sich die Familienglieder gegenseitig beschenken, und wie man „auf den Bäumen" die Lichter ansteckte. 1765 konnte man den brennenden Christbaum bereits in Leipzig.

In der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts verbreitete sich der Brauch des Christbaumschmückens auffallend schnell. Im Rassauschen war diese volkstümliche Sitte schon 1740 bekannt und beliebt. Jung Stilling, der aus Grund bei Dilsenbach stammende Jugendfreund Goethes, schreibt nämlich in seinem Buche „Heimweh", das uns in das 4. und 5. Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts versetzt: „... Mir war's bei diesen Worten zumute, wie einem Kinde. . . am Tage vor dem Christfest: es ahnet etwas Herrliches, versteht aber nichts, bis es früh aufwacht, und nun zum hellerleuchteten Lebensbaum mit den vergoldeten Nüssen. . . dem Christkindchen. . . geführt wird. . ."

Auch Musäus, Mathias Claudius und Joh. S. Voss haben Weihnachten gefeiert. Doch der Schein, der davon in ihre Dichtung fällt, ist düster! Der Weise von Weimar war es, der den Weihnachtsbaum in „Werthers Leiden" in die Literatur eingeführt hat. In seinem Vaterhause in Frankfurt hat Goethe indes diesen Brauch noch nicht kennen gelernt; erst die Straßburger und Leipziger Studentenjahre machten ihn mit dieser Sitte bekannt, die auf sein für alles Schöne und Edle empfängliches Gemüt einen tiefen Eindruck machte. So erzählt Frau Appellationsgerichtsrat Körner von einer Weihnachtsfeier, an der Goethe in Leipzig teilnahm: „Goethe und der Vater trieben ihren Mutwillen so weit, daß sie. . . ein Christbaumchen mit allerhand Süßigkeiten behangen. . ." Und Goethe hatte die Zeit „gar lieb". Am Christmorgen 1772 schreibt er an seinen Freund Pestner: „Der Türmer hat sein Lied gelassen; ich wache drüber auf! Gelobet seist du, Jesus Christ! Ich habe diese Zeit gar lieb." Ebenso liebte Schiller das schöne Winterfest und sehnte sich zu Weihnachten nach einem Christbaumchen. 1789 schrieb er an Lotte von Vengefeld: „Auf den Donnerstag komme ich nach Weimar. . . daß du dich ja nicht von irgendeinem heiligen Christ engagieren läßt! Ihr werdet mir hoffentlich einen grünen Baum im Zimmer aufrichten."

Die Bevölkerung Berlins, am Rhein und in Westfalen lernte den Christbaum erst anfangs des 19. Jahrhunderts kennen. 1796 fand Friedrich Werthes den Weihnachtsbaum in Hamburg vor; in Dresden verkaufte man die ersten Christbäume auf dem „Striebelmarkt" von 1807; in Danzig führten 1815 preussische Offiziere, die damals dort in Garnison einrückten, den Brauch des „Lichterbaumes" ein. Die höheren Stände hielten, wie man uns aus Berlin verbürgt, es für nicht vornehm, einen Weihnachtsbaum aufzustellen; so blieb der Brauch längere Zeit auf die einfacheren Bürgerkreise beschränkt. Nach München brachte den Tannenbaum als Weihnachtssymbol erst die Königin Therese, die Gemahlin Ludwigs I., eine Sillburgausen'sche Prinzessin, nach anderer Lesart die Königin-Witwe, eine Badenlerin, und zwar 1830. Im selben Jahre brannten die ersten Christbäume auch in Ungarn. Ein Jahrzehnt darauf führte sie eine mecklenburgische Prinzessin, die Herzogin Selene Henriette von Orleans, in Paris ein. Gleichzeitig strahlte im Vermählungsjahre der Königin Viktoria von Großbritannien und des Prinzgemahls Albert von Koburg-Gotha der erste Weihnachtsbaum bei einer englischen Christmas-Feier. Obgleich auch die Sitte sich hier weit verbreitet hat, hat sie sich doch nicht völlig eingebürgert können. Indes wird dem Weihnachtsfest eine poetische Färbung gegeben durch Behängung

der Räume des Hauses mit Immergrün, Epheu und Lorbeer. Von den Wänden lachen hinter dem dunkelgrünen Laube der Stechpalme die vollen roten Beeren freundlich hervor, und von den Deden hängen die Mistelzweige mit ihren zarten, weißen Früchten herab. Läßt sich ein helles, weibliches Wesen unter diesem legendenumwobenen Zweig abfangen, so hat nach einem alten Brauch der englischen Gesellschaft der es erhaschende Herr das Recht eines Russen. Ähnlich wie in Frankreich fand der Christbaum auch in London zuerst nur bei der Aristokratie und der vornehmen Bürgerschaft Eingang. In Italien hat die Weihnachtsfeier ein durchaus anderes Gepräge erhalten. Hier ist die Krippe das Hauptmerkmal der häuslichen Weihnachtsfeier; doch ist auch der Christbaum, namentlich im Norden Italiens, ein wichtiger Bestandteil des Festes. Seitdem im Quirinal bei der königlichen Bescherung der Christbaum leuchtet, werden viele Weihnachtsfeste nach deutschem Vorbild gefeiert. Meist aber tritt der Lorbeer an die Stelle der Tanne. Den Hauptschmuck bilden dann die Goldorangen, die „im dunkeln Laube glühen". Heute feiert gleichzeitig mit dem Deutschen auch der Nordamerikaner und im fernen Süden zur heißen Sommerzeit auch der Australier unter dem gnadenspendenden Lichterbaum sein Weihnachtsfest. An die Stelle des fehlenden immergrünen Tannenbaums ist in Australien die Palme getreten und zwar der Eutahypusbaum.

Ursprünglich war es auch in Deutschland nicht der Tannenbaum, den man zu Weihnachten aufstellte und ausputzte. Lange bevorzugte man in Berlin die Kiefer oder Fichte. An vielen anderen Orten verwendete man wieder andere Baumarten, auch begnügte man sich vielerorts schon mit einigen grünen Zweigen. So schmückte man noch 1803, wie Schleiermacher in seiner „Weihnachtsfeier" mitteilt, den Bescherungstisch mit Efeu, Myrthen und Amarantthen, auch E. M. Arndt erwähnt einmal einen Tannenzweig als „notwendigen Schmuck des Weihnachtstisches". Diese Zweige waren, wie Arndt weiter berichtet, nach der nativ-abergläubischen Anschauung der damals lebenden Menschen imstande, Krankheit, Tod und alles Unheil von Menschen und Tieren abzuwehren. Oft bediente man sich sogar künstlicher Weihnachtsbäume, sogen. „Pyramiden", die L. Tieck in seiner Novelle „Weihnachtsabend" (1805) in die Literatur eingeführt hat, und die besonders im Erzgebirge, dem an Tannenbüschen so reichen Landstrich, heimisch geworden ist.

Erst um die Mitte des 19. Jahrhunderts wurde das Weihnachtsfest unter dem sinnreichen Zeichen des Christ- und Lichterbaumes ein wahres Volksfest. Der ewige Hauch der Poesie, der über dem deutschen Familienhause schwebt, feiert seinen schönsten Triumph unter den brennenden Lichtern des Weihnachtsbaumes.



## Heilige Nacht auf dem Atlantischen Ozean

Ein Weihnachtsberlebnis von Gregor Holz

Auch auf dem Meere kann man Weihnachten feiern. Auch dorthin kommt das Christkind. Zwar reist man in den Weihnachtstagen nicht gerne in der weiten Welt herum. An diesem Feste schünster Familienfreude sitzt man lieber am heimischen Herd im Lichterscheine eines geschmückten Tannenbaums und singt fröhliche und selige Weihnachtslieder, während draußen die Schneeflocken stieben.

Allein wie seltsam trifft es sich oft im Menschenleben. Wie wäre mir früher in den Sinn gekommen, daß ich einmal auf dem Atlantischen Ozean Heiligen Abend und Christmette feiern würde. Denn ich bin nichts weniger als ein Seemann. Doch Gott be-

stimmt unsere Wege. So hatte er mich nicht in den letzten Jahren die Christnacht erleben lassen! Fliegt einmal zurück, meine Gedanken! Zuerst in jenes litauische Städtchen, in welchem die Russen bei ihrem Rückzuge keinen Stein auf dem anderen ließen. Dann an den Strand der Ostsee, wo wir deutsche Weihnachten unter befreiten Stammesbrüdern begingen. Schließlich in die gesegnete Ukraine, wo wir am Friedensfeste, statt der erwarteten heimatischen Weihnachtsgrüße nur Nachrichten über den Bruderkrieg in der neuen deutschen Republik erhielten. Das waren meine Kriegsheimlichkeiten.

Als versöhnenden Abschluß meines Soldatenlebens sollte ich letztes Jahr das Wiegenfest des göttlichen Kindes auf hoher See verbringen. Ob es schön gewesen? Nun, das will ich dir jetzt erzählen.

Eine lange Adventszeit voll harter Entbehrung, gänzlich abgeschnitten von der Heimat, hatten wir im bolschewistischen Rußland durchlebt. Endlich war die Erlösungsschunde gekommen, auf die wir in kalten Winternächten so sehnsüchtig gewartet hatten, wie einst die Welt auf den Messias. Anfangs Dezember schifften wir uns am Schwarzen Meere ein, um auf dem Seewege die gefährvolle Heimfahrt anzutreten. Wir hofften im Stillen, diesmal das Weihnachtsfest wieder im langentbehrten Vaterhause, vergoldet durch die Wiedersehensfreude, mitbegehen zu können. Ungeduldig prüften wir täglich am Knotenzähler die zurückgelegten Seemeilen und studierten mit dem Kapitän die Entfernungen auf der Seekarte. Aber es kam anders.

In der Morgenfrühe des 24. Dezember passierten wir erst die Straße von Gibraltar und als der Heilige Abend niederank, fuhren wir in den weiten Ozean hinein.

Ein frommer Mann machte mich in meinen Jugendjahren einmal darauf aufmerksam, daß in der Geburtsnacht des Gotteskinds auch die Natur mitfeiere. Seitdem schaue ich mir in der Christnacht immer den Sternenhimmel an. Und wirklich:

Er ist so still und feierlich,

So ganz, als wölk' er öffnen sich!

Und erst auf dem Meere! Welch' weiheliche Einsamkeit! So friedlich wie auf den Fluren von Bethlehem. Es ist ja die Gottesnacht! —

Weihnachten ist ein Fest der Armut. Arm war es auch bei uns, sehr arm! Und doch war es nicht so traurig. Ich habe viel traurigere Weihnachten in meinem Leben gehabt. Kein Christbaumchen hatten wir. Auch darauf mußten wir verzichten. War dir aber in Kinderjahren der Tannenbaum und die Weihnachtskrippe nicht stets die Hauptsache am Christabend gewesen? Ach, wir hatten so viele Kinder an Bord! Deutsche Kolonistenkinder, Flüchtlingskinder.

Drum suchten wir nach einem Ausweg aus dieser Not. — In einem abgelegenen Winkel unseres Schiffes stand ein alter ausgebeuteter Besen, der dort seine letzten Lebenstage verträumte. Er sah gerade nicht besonders ermutigend aus, wie alte Besen halt einmal sind. Aber er konnte noch am ehesten einen Weihnachtsbaum vorstellen. Wir holten ihn also aus seinem Stilleben hervor. Wider seinen Besenwillen mußte er dann ein Salzwasserbad in den kalten Fluten des Meeres nehmen, um für seine Gastrolle tauglich zu werden. Nun wurden die morschen Äste auseinandergebreitet, mit Staniol und buntem Papier umkleidet, einige Kerzenreste aufgesteckt und spanische Süßfrüchte an seinen lebensmüden Gliedern befestigt. Wenn du ihn jetzt gesehen hättest, ich glaube, es würde dir schwer gefallen sein, noch das Besenhafte seiner Abstammung herauszufinden. Wie erfinderisch ist doch der Mensch in einer Notlage!

Unter diesem Christbaumersatz feierten wir im Frachtraum des Schiffes den Geburtstag des Welterlösers und sangen unsere schönen deutschen Weihnachtslieder dazu. Ein einfacher Soldat trat jetzt vor und hielt eine Ansprache, schlicht und schlecht, wie's eben ein Mann aus dem Volke tut. Aber mit Ueberzeugung und Glauben. Er sprach vom Gotteskind in Bethlehem, das auch im Sturm

des Meeres zu uns gekommen sei. Denn wo zwei oder drei in seinem Namen versammelt wären, da sei es mitten unter ihnen. Plötzlich wurde er ganz ernst: „Wie —, wenn wir diese Nacht alle untergehen müßten? — — — Nun, dann würden wir ruhig sterben im beseligenden Glauben an den Erlöser der Welt, der heute für uns geboren wurde!“

Rührend-innig berichtete er, wie er in den langen Jahren seiner Gefangenschaft, selbst auf den Schneefeldern Sibiriens, jedesmal Weihnachten gehalten hätte. Er sei alsdann in den Wald gelaufen, habe sich dort ein Baumchen geschlagen und in stiller Zurückgezogenheit zum Christkind gebetet und gesungen, wie sie es zu Hause täten. — Ein echt deutsches Soldatengemüt!

Die unvergeßlichste Weihnachtsfreude auf unserer Heimreise sollten wir aber in der Mitternacht erleben. In unserer Gesellschaft befand sich ein Priester, der um 12 Uhr Christmette hielt und das heilige Opfer darbrachte. In einem richtigen Weihnachtsstall! Auf dem ganzen Schiffe gab man uns keinen besseren

Lux. Wir redeten nur immer von dem mächtigen Herrn der Heerscharen und dachten so selten an den König der Könige in unseren Herzen. Es war kein Platz für ihn! Und doch ist nur dann wahrer Friede in uns, wenn wir Jesus, den Heiland der Welt, in uns beherbergen, mag es draußen auch unfreundlich sein ...“

Eine Seele voll Trost und Glück, suchten wir nach dieser nächtlichen Geburtsfeier Christi unser ärmliches Strohlager auf und schlummerten in seligen Weihnachtsräumen dem reisenden Morgen entgegen. Unser Schiff aber rollte immer weiter in den Ozean hinein, immer näher der Heimat zu. Wanderer sind wir, Pilger nach der ewigen Heimat.

## Friede auf Erden

Novelle von S. van Endeers.

Sie gingen durch die belebten Straßen, um ihre Weihnachtseinkäufe zu besorgen, die Fräulein Dina und Josephine Möller. Nicht, als ob

„Wie du wieder ausbleibst!“ zankte Dina. „Ob du je in deinem Leben einmal einen Gut hast, der dir richtig sitzen bleibt? Wie ist das nur mit deinem Kopf? Du bist ein schreckliches, altes Kind, Josephine.“

Die nickte nur schuldbehaftet.

Dinas Federstich sah ganz genau über dem rechten Auge und die Schleife der Bindbänder unveränderlich unter dem festen, strengen Kinn, und die ganze Dina Möller sah so fest und strenge und unahänderlich aus hellen, grauen Augen drein, daß es gar nicht einmal der goldenen Brille bedurft hätte, um sie noch unnahbarer zu machen. Ja, die ging nun so ihren gewiesenen Weg und hatte in den acht- und fünfzig Jahren ihres Lebens nicht viel nach rechts und links geschaut. Sie war mit Stolz eine alte Jungfer, eine rechte, alte Jungfer früherer Zeiten, wie es sie heutzutage und in großen Städten gar nicht mehr gibt; hatte immer die Familie und die Familienehre als das höchste gehalten, was der Mensch auf der Welt hat, abgesehen natürlich von unserem Herrgott und dem Christentum!

## Engelswort

Glänzend schwebt im Engelskleide,  
winterlich, im Schneegeheime  
eure Erde durch das All;  
sternumsunkelt, waldumrauscht.  
Und der Herr der Welt belauschet  
ihres Herzens Sehnsucht;  
denn in Gold- und Taugesunkel  
bleibt das Herz der Erde dunkel,  
bleibt die Menschheit sündenschwer.

Doch verborgen raten, sinnen,  
forschen, beten und beginnen  
Edle das Erlösungswerk.  
Menschen sind es, die im Stillen  
ganz ihr Herz mit Reinheit füllen,  
einsam beten auf dem Berg.  
Und sie harren und sie warten,  
wie die Lilien in dem Garten,  
auf den Tau vom Himmel her.

Ziehen sanft, mit Engelsarmen,  
Gottes Gnade und Erbarmen  
auf der Menschheit offnes Grab.  
Solche Seelen sind wie Kerzen,  
harr'n mit übervollem Herzen  
auf das Licht in hell'ger Nacht;  
wie es jene Hirten waren,  
denen helle Engelscharen  
süße Botschaft einst gebracht.

Als Kindlein ward Euch heut' geboren,  
bleibt euch ewig unverloren,  
Gottes Sohn, Herr Jesu Christ!  
Seht, er ist das Brot des Lebens.  
Wer ihn hat, lebt nicht vergebens,  
hat der Liebe ew'ges Reich.  
Sorge weicht vom Angesichte,  
zünde an am Gotteslichte  
eure Seelen! herzensgleich.

Wisset, viele reine Herzen  
brennen heut' als Weihnachtskerzen  
an der Menschheit dunklem Baum.  
Und in ihrem kleinen Kreise  
retten sie nach Hellandsweise,  
leuchten im verlor'nen Raum.  
Lichterbaum, du froher Bote,  
kündest Leben aus dem Tode  
der erlösten Christenheit.

S. 2. 13.

Raum, als eine rohe Bretterhütte auf Achterdeck. Feldküche und Feldbäckerei standen darin. Auf dem Küchentisch bereiteten wir den Rotkohl. Die „Gulaschkanonen“ standen als Ehrenwächter daneben. Weihnachtsgrün hatten wir ja nicht. Solches gab es auch nicht bei der Wiege des Weltheilandes. Wir wollten nicht mehr verlangen. Kalt blies der Seewind durch die Ritzen unserer dürftigen Weihnachtskavalle. Als wir aber das ewig-schöne Lied: „Stille Nacht, heilige Nacht!“ anstimmten, da wurde es warm in uns und heiliger Weihnachtsfrieden senkte sich in unsere Herzen. Dann kam das liebevolle Evangelium mit der Weihnachtsbotschaft der Engel und darauf die Festpredigt. Wie tröstlich klangen die Worte des Priesters in die heilige Nacht! — Er verglich unsere Lage mit jener der hl. Familie. „Wir alle gehen von Nazareth nach Bethlehchem, aus der Fremde in die Heimat. Auch wir haben in Rußland erfahren, was es heißt, Hunger leiden, frieren, ohne Obdach sein! Gar manchmal haben wir ebenfalls in elenden Schlupfwinkeln Unterkunft gefunden. Oft hat man uns verspottet und von der Läre gewiesen. Wir mußten schließlich fliehen, um unser Leben zu retten. Wanderer sind wir. Wie das heilige Paar von Nazareth. Nun lehren auch wir in das Land zurück, wo wir geboren wurden. Und wer weiß, wie man uns dort aufnimmt! ... Während des Krieges sprachen wir so viel von unserer gerechten Sache und so wenig von unserem ungerechten

sie so viele Geschenke zu machen gehabt hätten. Im Gegenteil, Fräulein Dina war gar nicht für Bescherungen und dergleichen. Das paßte nicht zu ihrem praktischen Sinn und nicht in ihren einfachen, altmodischen Haushalt. Und wen sollten auch zwei alte Jungfern beschenken?

Die Arbeitsfrau bekam Geld, das war ihr doch am liebsten. Fräulein Josephine hätte ihr natürlich noch gerne Lebkuchen und Spekulatius für die Kinder zugesteckt, wie auch der Zeitungsfrau. Aber damit zog man sich nur die Leute unnötig ins Haus herein, das bedachte Josephine nicht. Die blieb immer ein bißchen leichtsinnig und konnte es ein Glück nennen, daß Fräulein Dina ihr noch gut und fest im Leben vorstand, wie zu früheren Zeiten.

So gingen sie denn durch die Läden, und Fräulein Dina hielt überall strenge Musterung und ließ sich von niemand ein Z für ein U machen. Sie prüfte das Geflügel gerade so ruhig und eingehend, wie sie es zu Hause, in Schellendorf, immer getan hatte, und schritt mit Seelenruhe hinaus, wenn ihr die Sache nicht paßte.

Fräulein Josephine Möller war keine solche starke Seele. Ihr noch immer hübsches, freundliches Gesicht überzog sich jedesmal bei einem jähen Rückzug mit einem dunklen Rot, und der ehrenfesteste Kapothut von schwarzem Sammet hing ihr vor lauter verlegenem Rücken schon ganz auf dem rechten Ohr, daß die Wassenbuben sie laut auslachten.

„Hast du denn eine Nafnabel anstecken? Nein, natürlich nicht. Man müßte immer seinen Anzug nachgucken wie bei einem kleinen Kinde.“

„Dolla, ihr Madämchen! Achtung! Die Elektrische!“ rief ein Arbeiter wohlwollend den beiden zu. Mit einem Schreckenstrafe sprangen Fräulein Dina und Fräulein Josephine schleunigst von den Geleisen, wo sie die Toilettenfrage hatten gemächlich in Ordnung bringen wollen.

Ja, daran konnten sie sich noch immer nicht in der Stadt gewöhnen, an diese rücksichtslose Fahrerei von Straßenbahnen, Autos, Rädern und sonstigem Fuhrwerk.

„Ja, die Stadt, die Stadt!“ murmelte Josephine verschüchtert. „Darin werden wir noch sterben!“

„Dummes Ding! Das wissen wir ja schon lange,“ entgegnete entschlossen Dina, zog ihre Schwester in einen Hausflur und schob ihr den Kopfschmuck, der nun ganz verrutscht war, gerade. „Wenns weiter nichts ist! ... Da! Nun hält er hoffentlich!“

Fräulein Josephine war endlich richtig ins Lot gebracht, und nun sahen die Dämchen mit der ganz gleichen Kleidung aus wie ein Paar ältsche Zwillinge.

„Ach du mein! Was hast du denn jetzt schon wieder?“ zeterierte gleich darauf Fräulein Dina und suchte die andere am Ärmel des grauen Röckchens fortanziehen.

Das ist der Endzweck der Schöpfung. Wenn man diesen Zweck zerlegt, dann erkennen wir schon deutlich die näheren Absichten Gottes bei der jetzigen Weltlage: Gott soll den Menschen wieder näher gebracht werden, seine Grundsätze, die im Leben der Völker wie bei dem einzelnen so oft mißachtet und verkannt wurden, sollen wieder herrschend werden, seine Gebote sollen wieder wie ehemals zur Geltung kommen, Recht soll Recht bleiben, Unrecht Unrecht, Sünde soll Sünde heißen und Tugend Tugend.

2. Und nun laßt uns nicht untersuchen, auf welcher Seite die Gottesfurcht am ersten im Schwinden gewesen ist, und wo die Grundsätze des Evangeliums am höchsten in Blüte standen, sondern darnach laßt uns trachten, ein jeder für sich, seine eigne Person und seine eigne Familie den Absichten der göttlichen Vorsehung entgegenzubringen, Werkzeuge zu sein in der Hand Gottes, Handlanger bei seinem heiligen Werk, die Welt zu erneuern und alle zu ihm hinzuführen. Bei uns selber also laßt uns anfangen. Schauen wir das göttliche Kind in der Krippe. Was sagt es uns am Weihnachtstage? Heute tritt das Jesuskind uns entgegen als ein Feind der Habsucht und Augenlust. Jesus hätte im Schoße des Reichthums und des Glückes geboren werden können. Alle Güter der Welt standen ihm zur Verfügung. In Rom oder Athen, den beiden Hauptstädten der Macht, der Bildung und des Reichthums, hätte er seinen Thron aufschlagen können. All das verachtete er. Mit Absicht wählte er eine arme Jungfrau zu seiner Mutter. Keiner von uns hat so arm den ersten Schritt in die Welt getan wie Jesus, Gottes Sohn in Bethlehem. Und später wählte er zu seinen Gefährten nicht berühmte, gebildete Männer aus den Philosophenschulen zu Athen, Korinth und Rom, sondern ungebildete, einfache, aber gutwillige Leute aus dem gewöhnlichen Volke. Nicht Reichthum und Glanz, sondern Armut, Dürftigkeit und Verborgenheit war der Grundzug seines Lebens. Du Weltmensch, betrachte jetzt deinen Heiland in der Krippe und frage dich, wie dein Leben mit dem deines Heilandes übereinstimmt. Ist der Grundcharakter deines Lebens auch Verachtung oder doch Geringschätzung und richtige Wertung der Güter dieser Welt? Beteiligst auch du dich an dem Jagen nach Besitz und Genuß, wie man es überall wahrnehmen kann? Bist auch du blind und taub gegen die Ermahnungen und Warnungen, die Gottes Diener und Stellvertreter ergeben lassen? Bist auch du hartherzig gegen deinen notleidenden Mitbruder, wenn er kommt und von deinen Gaben, die dir die barmherzige Liebe Gottes in den Schoß geworfen hat, einen kleinen Teil erbittet?

Betrachte weiter deinen Heiland in der Krippe als Feind der Weichlichkeit und Leppigkeit. Nicht Purpur und kostbare Gewebe bilden seine Bekleidung, sondern ärmliche Windeln. Nicht Gold und Edelgestein fassen seine Lagerstätte ein, sondern eine harte, kunstlose Krippe dient ihm als Ruhelager. Schutzlos ist er der Winterkälte ausgesetzt. Tiere übernehmen es, mit ihrem Hauch seine Glieder zu wärmen. Das ist dein Herr und Gott am Anfang seiner irdischen Wanderschaft. Hast du dagegen dein eignes Verhalten in Haus und Familie. Beschwerst du dich vielleicht und machst Gott Vorhalt, wenn er dein Heim nicht so glanzvoll eingerichtet hat, wie du es bei anderen findest? Bist du unzufrieden, fühlst dich beschämt, wenn vornehme Leute dein Heim betreten und es nicht deiner Stellung entsprechend eingerichtet finden? Und welche Anstrengungen machst du in bezug auf Speise und Trank? Fühlst du dich unglücklich, wenn einmal durch die Ungunst der Verhältnisse der Speisetisch nicht so reichhaltig und mannigfaltig, auch nicht so nahrhaft und zweckentsprechend gestaltet werden kann, wie du es in guten Tagen gewohnt warst?

Siehe, das sind einige Punkte, die du vor der Krippe Jesu erwägen kannst. Und bei denselben Punkten beginnt in diesen Tagen die Besserung. Es ist ein hoher erhebender Gedanke, daß ein jeder an der Bessergestaltung der Welt merkklichen Anteil haben kann, dann

nämlich, wenn er bei sich, in seinem Privatleben, in seinem Familienleben mit dem Besserwerden herzlich einsetzt. Sage nicht, andere sollen damit beginnen, die Reichen und Großen, die geht das hauptsächlich an. Nein, nein, so entziehst du dich den Absichten der göttlichen Vorsehung. Gott hat deine Mitwirkung an der Neugestaltung der Welt schon in Rechnung gestellt. Es ist gefährlich, das Werk abzuweisen, das er dir zugebacht hat. Wer aber auf die Absichten des Herrn eingeht, der gilt in seinen Augen als Teilhaber an seinen Sorgen, aber auch an seinen Erfolgen und seinem Lohn.

Aps.

## Kein Platz für das Kind von Bethlehem

Von Prof. Bellinger, Barmholz.

„Es ist euch der Heiland geboren!“ Das ist die frohe Kunde, welche die Weihnachtsglocken so hell und feierlich über Berg und Tal, über Stadt und Land tragen.

Weihnachten! Wie greiffst du mit deiner Freudenbotschaft von Liebe und Frieden in die innersten Saiten des Menschenherzens! Wie ruft du selbst bei denen, die in Gottesferne leben, irgend einen Nachklang des einstigen Kindesglaubens und Kindesglückes wach! Ihre Zahl ist heute so groß!

Immer noch wiederholt sich die Geschichte von Bethlehem: „Er kam in sein Eigentum, und die Seinen nahmen ihn nicht auf.“ Nur die kindlichen und reinen Seelen, die ein klares Auge für die Wahrheit mitbrachten und noch glauben konnten — wie Maria und Joseph, Elisabeth und Zacharias, Simeon und Anna —, nur die gottsuchenden Seelen, denen kein Weg zu weit und kein Opfer zu schwer war — wie die Hirten und die drei Weisen aus dem Morgenlande — sie hatten Platz für das Kind von Bethlehem.

Wer kann sie heute alle zählen, an deren Herzen dieses Kind vergeblich klopfte? Das ist das Unglück unserer Zeit, daß so viele auch vor Gott keine Kinder mehr sein wollen. Es fehlt ihnen der demütige Glaube, die Reinheit, Einfalt und Aufrichtigkeit, die Liebe und Hingabe des Kindesherzens.

Von Hunger und Sorgen und Zweifeln gequält, vom Schmerz zerrissen, vom Stachel der Sünde verwundet, von großer Sündenschuld erdrückt, halten heute Ungezählte Ausschau nach der rettenden Hand. Wohl hören sie das Wort: „Christus, der Retter ist da!“ Aber es fehlt der demütige Kindesglaube; sie können und wollen den Weg nach Bethlehem nicht finden und gehen.

Den einen ist das Kind in der Krippe zu klein, zu arm, zu unscheinbar; sie wünschen sich einen anderen Heiland, einen für die Reichen, die Vornehmen, die Gebildeten — nur keinen für „alles Volk“, den der Engel verkündete, da er sprach: „Ich verkünde euch eine große Freude, die allem Volke zuteil werden soll.“

Anderen wiederum ist jenes Kind zu groß, zu unergründlich; ihr Stolz mag sich nicht beugen vor dem Geheimnis der Davidsstadt. Es ist kein Platz für den Herrn in ihrem Hause und Herzen. Berauscht von den Errungenschaften der Wissenschaft, der Technik usw. glauben sie eines Heilandes aus Himmels Höhen entbehren zu können.

Größer noch ist die Zahl derer, die von falscher Wissenschaft betört und betrogen oder durch harte Schicksalsschläge verbittert, trotz des jämmerlichen Versagens der modernen Kultur mit ihren glänzenden Versprechungen und Verheißungen sich immer wieder falschen Heilanden zuwenden und begierig ihren volltönenden Phrasen von Freiheit, Volksbeglückung, von Menschheitsparadies und von Gleichheit und Brüderlichkeit lauschen. Sie vergessen, was Erzbischof von Faulhaber von München so wahr sagt: „Was Wunden schlägt und Wunde ist, das ist kein Arzt. Was Sünde ist, was Irrlehre und Terror und Haß ist, das kann

kein Heiland sein!“ Doch die armen Verblendeten und Verführten wollen nicht nach Bethlehem gehen mit seiner Winterkälte, seiner Armut und seiner kindlichen Dürftigkeit. Es fehlt ihnen der Wille und die Kraft zum Opfer, zur Entsagung, zum geduldischen Warten auf ein Glück im Jenseits, sie wollen den Himmel schon auf Erden. Auch ihnen gilt das Wort des Herrn: „Vocavi et renuisti!“ („Ich habe dich gerufen, aber du hast mich zurückgestoßen!“)

Kein Platz für das Kind von Bethlehem auch in den Herzen derer, die Knechte einer entfesselten Leidenschaft geworden sind, die sich ausleben, aber nicht die Armut und Entsagung fordernde Predigt des göttlichen Kindes hören und befolgen wollen, die sogar lachen und spotten über das Wort des Herrn: „Selig ihr Armen, ihr Trauernden und Weinenden, ihr Hungernden und Verfolgten!“

Kein Platz für das göttliche Kind auch in dem Herzen der Kalten und Launen und Gleichgültigen, der Renegaten und Apostaten, um die unsere heilige Mutter die Kirche so ganz besonders weint und betet. Unser Herrgott mag sie alle kennen, die auch diese Weihnachten vorübergehen lassen ohne Besuch des Gottesdienstes und ohne Empfang der heiligen Sakramente. Unglückliche und beweinenswerte Menschen, die auf alles Klopfen und Bitten des Herrn um Einlaß in ihre Seele nur das kalte und schroffe: „Nein, ich will nicht!“ zur Antwort haben. Wie viele von ihnen führen ein hartes und mühevolleres Leben, sie seufzen und stöhnen unter der schweren Last ihrer Armut, Sorgen und eines oft über schweren Kreuzes. Für sie wäre der Herr mit seiner Gnade und seinem Troste und Frieden der rechte Heiland, aber sie wollen nicht an ihn glauben, nicht auf ihn hoffen und vertrauen und kein Kreuz aus seiner Hand willig annehmen. „Vocavi et renuisti!“

Das ist das Geheimnis der Weihnacht: Für Millionen noch die selige Nacht großer Gnaden und seligen Glückes und Friedens, für Ungezählte aber auch die kalte Nacht der Verneinung, die dunkle Nacht des Zweifels, der inneren Qual und Zerrissenheit!

Und doch! Wie hat der Dichter Gustav Schiller so recht gehört, wenn er sagt:

„All unsere Zeit ist ein Gefreier nach Gott,  
Wer Ehren hat, der muß das Los'n hören.  
Ein Rufen, untermischt mit geltem Spott,  
Ein Sturm von Stimmen, Welten zu erschauern.  
Wie rast der Schrei und stößt durch uns're Zeit!“

„An der Morgenröte des dritten Jahrtausends pilgern die Scharen des Volkes zu dir doch immer wieder zu Gott; zu ihm kommt auch ihr, müde, vielgeprüfte Kinder des 20. Jahrhunderts... mit wunden Füßen und blutendem Herzen allerdings, aber ihr kommt, weil ihr gesehen habt, daß er allein euch retten kann.“ (Prof. Meyers.) Ja, unsern Herrgott können die Menschen nicht abschaffen und ohne ihn können sie nicht leben; je mehr sie sich von ihm zu entfernen suchen, mit desto festerer Gewalt werden sie sich schließlich doch wieder zu ihm hingezogen fühlen. Gott hat die Menschen für sich erschaffen, und deshalb finden sie fern von ihm keine Ruhe.

Mein lieber Leser! Wie steht es mit deinem Verhältnis zum Kinde von Bethlehem? Ist Platz in deinem Herzen für dies göttliche Kind? Auch dir streckt es lieb und gut seine Kindesarme entgegen und ruft dich an seine Krippe. Ohne dieses Kind bist du unglücklich im Leben und im Sterben, ohne dieses Kind gibt es auch für dich keine Entsündigung, keine Rettung, keinen Trost, keine Hoffnung und Stärke. Kannst du diesem Kinde nicht aus Herzentiefe glauben und vertrauen, dann bist auch du ein beweinenswerter Mensch, selbst wenn alle Schätze der Welt dein eigen wären. Vergiß es nicht: Nur das Kind von Bethlehem kann Hilfe bringen für jede Not, den Verzweifelnden Hoffnung einflößen, die zu schimpflicher Sklaverei Erniedrigten aus dem dunklen Kerker in die goldene Freiheit führen, vom Siechbette brennendster Schmerzen zur Gesundheit verhelfen, Verlorene wieder ins Vaterhaus heimbringen, den Schiffbrüchigen den schirmenden Hafen zeigen und den Entlassenen die

Josephine richtete sich entrüstet auf. „Du denkst, es geht alles in der Welt um dich, Dina. Aber sie will kein Geld; sie hat sich durch schwere Jahre durchgerungen, steht auf eigenen Füßen und erwirbt sich ihr Geld selber.“

Dina trommelte scharf auf den Tisch. „Wo durch?“

„Durch Stundengeben.“

„Was für Stunden sind das?“

„Musikstunden.“

„Aha, da haben wir's ja. Also gerade das, was Georg unserem Vater zuleid getan hat! Und was willst sie denn eigentlich?“

„Uns besuchen, zu Weihnachten! Weil sie doch auch so ganz allein steht. Ihre Mutter ist gestorben.“

Dina zuckte ein wenig zusammen. Aber sie sagte: „Da wird nichts drauß, Josephine. Anderes steckt hinter der Sache, verlaß dich darauf. Ist die einmal hier, so will sie auch hier bleiben! Schlag dir das nur aus dem Kopfe.“

Josephine legte die Hand über die Augen. „Ich wollte es ja.“

Die Geberde ihrer Ergebung war so traurig, daß Dina sich noch einmal umwandte.

„Josephine, es geht doch nicht! Es muß uns doch recht und richtig sein, wie unser Vater gehandelt hat! Und Ludwig, der Älteste, hat sich immer danach gerichtet. Ueberlege dir doch einmal alles!“

Josephine stand auf einmal ferkengerade vor ihrer Schwester. „Unser Vater hat wohl gemeint, recht zu handeln. Er muß es vor einem Höheren verantworten, uns steht es nicht zu, darüber zu rechten. Ob aber Ludwig in seinem Sinne weiter verharret hätte, wenn es gegen seinen Vorteil gewesen wäre ... das weiß ich nicht ...“

„Josephine!“

„Ja, Dina, und nicht, ob wir zwei jetzt als zwei einsame alte Jungfern hier sitzen, nach denen niemand auf der ganzen Welt fragt!“

Dina räumte ganz mechanisch die Unordnung vom Tische weg. „Ich bin immer zufriedener so gewesen,“ sagte sie nicht ohne Schärfe. „Ich habe mir nichts anderes gewünscht und mir immer gedacht, unser Herrgott wirds wohl so eingerichtet haben, wie's am besten ist.“

„Unser Herrgott! Der hat dem Ludwig keine Kinder gegeben, so daß das Geld der Familie in fremde Hände kommt! Und unsern Vater hat er keinen Enkel sehen lassen! Und jetzt: warum willst du denn diesen Brief nicht als einen Wink Gottes nehmen?“

Josephine war wieder auf ihren Stuhl gesunken. Die Schwester betrachtete sie forschend.

Manches Gefühl war im Laufe der Jahre in Dinas Herzen verknöchert. Aber diese Tränen ihrer immer heiteren Schwester drangen doch noch in ihr Herz und lösten etwas, was da fest und versteinert lag.

Mit hellseherischem Blicke las sie in der Seele der anderen, die so jahrelang neben ihr gegangen, so vertraut und doch im Grunde ein ganz fremder Mensch ...

Die Kinder, die fremden Kinder hatten ihr heute Abend gezeigt, was man ihrem Leben genommen, was ihrer Jugend gekostet hatte: ein einfaches, menschliches Glück. Ein Frauenloß, zu dem Josephine mehr geschaffen war, als viele andere, in ihrer anspruchslosen, zufriedenen Art. Nicht das Ende einer Kette zu werden wäre ihr wohl bestimmt gewesen, sondern als Glied sollte sie wirken und Glieder sehen, die sie mit der Zukunft verbanden.

Ihr selber, Dina, hatte das alles immer so ferne gelegen. Ihr Abgott war immer das Elternhaus und ihre Familie gewesen. Und ihr größter Kummer und ihre größte Enttäuschung die Trennung von Hans und Hof und vom Schaffen und der Arbeit daheim.

Sie versank in Sinnen. War da nicht auch ein Finger unseres Herrgotts zu sehen, der da strahlte, wo sie ihr Herz zu viel an Irdisches gehängt hatte? ...

Es war lange stille in der Küche zwischen den Zweien, die mit einander die einsame Lebens-  
**Kraße gingen. Auch oberhalb verstummte das**

Trippeln der kleinen Füße. Wahrscheinlich hatte man die unruhigen Trabanten früher ins Bett gebracht als sonst.

Irgendwo sangen helle Stimmen ein Weihnachtslied. Ein Engel flog durch den Raum: ein Friedensengel des nahenden Christfestes. Draußen funkelten hell die Sterne. Und einer darunter, unsern vom Gesichtskreis, blinkte mit besonderem Glanze vom Himmel, wie in jener Nacht, als sich einst die drei Weisen aufgemacht hatten, um den neugeborenen König der Juden zu suchen.

✱

Am nächsten Abend war es wieder laut bei Fräulein Dina und Josephine Möller. Aber nicht in der Küche, sondern in dem Wohnzimmer selber dursteten Lattmanns Trabanten heute sein. Sie hatten nun doch schon am heiligen Abend einen Christbaum bekommen, in Möllers guter Stube.

Und ganz erstaunt und benommen sahen sie in die Lichter der Weihnachtskerzen und nach dem schwarzgekleideten jungen Mädchen, das gestern nicht dagewesen war.

Mit Erstaunen sah auch Tante Josephine immer und immer wieder hin, so daß sie fast vergaß, sich über den Tannenbaum zu wundern, den sie sich doch jedes Jahr heimlich ersehnt hatte.

Denn es schien ihr, als ob da ihre eigene Jugend auferstanden sei und herumgehe. Nur



daß aus diesen dunklen Augen ein neuer Geist strahlte, den Josephine Möller in ihren jungen Jahren nicht gekannt hatte. Aus den Zügen, die sowohl an sie selbst, wie an den kleinen Jungen erinnerten, der einstmalig an ihrem Schürchen gehangen, leuchtete die Festigkeit der Menschen, die in früher Jugend viel durchgemacht haben. Aber wenn sie sich jetzt bückte, um hier einem der kleinen Lattmänner etwas zu zeigen, dort einem anderen das Näschchen zu puzen, so sah die Tante wie in einem Spiegel die Anmut ihrer eigenen zwanzig Jahre, die weichen Bewegungen, den leichten Tritt.

Es war nicht zu begreifen: alles nicht! Das da nicht, Fräulein Dina nicht, die ganze Welt nicht.

Aber eines wußte Fräulein Josephine, die nun auf einmal Tante Josephine hieß, doch: daß sie sehr, sehr glücklich war! Glücklicher als jemals in ihrem Leben, wunschlos und selig. Sie schloß bisweilen die Augen und öffnete sie wieder, um sich zu überzeugen, ob es kein Traum sei. Aber es blieb so ...

Die kleinen Lattmänner waren wieder hinausgegangen, Herr Lattmann selber hatte sie heraufgeholt mit vielen, vielen Dankesbezeugungen für die unerwartete Bescherung und einem prachtvollen Kallienbäumchen für die sehr verehrten Damen.

Tante Dina verschwand nach der Küche, um das Abendessen zu richten. Im Zimmer erloschen die letzten Weihnachtskerzen und hinterließen einen feinen Duft von Wachs und Harz. Auf dem Sofa saß noch immer Tante Josephine, und neben ihr schmiegte sich jetzt das junge Mädchen in das altmodische Möbel und sahte ihre Hand.

„O du Gute, du Gute!“ sagte sie leise und bewegt. „Du bist die Gute, ich weiß es wohl: Vater hat mir immer von dir erzählt! Noch an seinem letzten Tage!“

Wieder flossen aus Tante Josephines Augen die Tränen, die seit gestern so los saßen. Aber es waren Freudentränen, die wohl taten, die alle Schmerzen und heimlichen Kummer wegschwemmten. In ihrem Herzen lebte

heute Abend nur der Friede auf Erden und die Gewißheit, daß alle irdische Verworrenheit einst so sich lösen müsse.

„Aber Dina hat dich gerufen,“ entgegnete sie ebenso leise.

„Ja. Ach, ich wußte vor Freude nicht, was tun, als das Telegramm kam. Und nun ist es bei euch noch viel, viel schöner, als ich gedacht.“

„Und doch willst du nicht immer bei uns bleiben?“

„Noch nicht, Tante. Aber ich habe ja nun wieder eine Heimat, und ihr sollt eine Tochter haben. Ist das nicht schön?“

„Immer etwas zu denken und zu sorgen für das Mädchen mit dem leichtbewegten Herzen und den fragenden Augen,“ sagte Tante Josephine: „ja, gewiß es ist schön! Eine Sorge, die mir lieber ist, als alles Gleichmaß der Tage! Aber wirst du auch gerne zu den alten Jungfern in das einsame Nest fliegen?“

„Wäre ich sonst gekommen?“ fragte das Mädchen mit den lachenden Augen der jungen Josephine Möller.

Der Weihnachtsengel mit den ausgebreiteten Flügeln oben auf der Spitze der Tanne sah lächelnd und strahlend hinaus auf die beiden, und Tante Josephine sah strahlend und lächelnd zu ihm hinauf. Die goldenen Buchstaben des Weihnachtspruches leuchteten. Sie waren zur Wahrheit geworden und warfen ihren Glanz in die späten Tage der Schweltern, daß kein Schatten mehr darin dunkelte.



## Heilige Nacht

Von Heinrich Velt

Diese kurzen Tage, mit ihrem graumatten Licht in früher Abenddämmerung verfliegend, sind von Erinnerungen erfüllt, von Kindheitsgedanken durchwoben, wie keine andere Zeit des Jahres. Alles ringsumher ist bedeutungsvoll, beziehungsreich, läßt alte Wünsche aufsteigen, läßt jene klare und beschaulich-stille Zufriedenheit wieder verspüren, die der Sturm des Lebens längst aus den Herzen segte. So war es doch auch einst, so prägte es dem glücklich vorahnenden, wunderfrohen Kindergemüt sich ein: harte, steife Kälte unter schwerwolkigem Himmel. Die Luft wie gläsern. Verstreut leuchtende Schneefurten, frostig zusammengetrocknet. Die Häuserreihen erwartungsvoll im Dämmer lauschend. Kirchtürme zwischen ihnen emporgesteilt mit feierlicher Gebärde. Und unter den Scharen der schwarz-wogenden Menschen eiserne Geschäftigkeit, geheimnisvolle Bewegung. Die Augen leuchten, die Wangen brennen gerötet. Die Gefühle der Vielen, sonst verständnislos aneinander vorbeiziehend, versteckt hinter glatten Stirnen, tauchen nun ineinander, offenbaren gleichgerichtete Wollen. Es ist zwischen Fremden in Blick und Geste seltsame Vertrautheit, die Schranke der starren Formlichkeit ist niedergelegt für einen Tag. Jeder fühlt in jedem ein Stück des eigenen Wesens, einen Menschen, der sich nach Liebe und Glück sehnt, der Liebe und Glück hinschenken und wieder empfangen will.

In Dunkel und Kälte sind die Herzen hell und warm. Weihnacht übt ihren Zauber. Menschen finden sich vereint in Brüderlichkeit. Herbe schmilzt, Bitterkeit und Gram schwinden dahin. Verhärtete, die Wunden schlagen und Wunden litten im Kampf des Alltags, werden wie Kinder weich, sanft und erwartungsfroh. Glocken klingen Jubel. Durch das Dunkel strahlt der Lichterschein des Weihnachtsbaumes. Ein Symbol: Hoffnung, die auch in Düsternis, in Trübe und Winterstarre nicht erlischt. Liebe, offenbart in Geben und Empfangen, unberührt vom Wandel der Zeit, alle Not zerbrechend, über Erdschwere hinaufhebend im Glücksgefühl des Einanderfindens und Verstehens.

Die Natur schläft den tiefen, tofengleichen Schlaf des Winters, Kälte frostet, Dunkel liegt schwer auf die Erde geballt, swärzlich ist Sonne. Die Menschheit aber begehrt in gläubigem Hoffen ihr schönstes Fest: Heilige Nacht der Ver-  
**jöhnung, der ewig siegreichen Liebe.**

## Sorge und Glück am Weihnachtsabend

Von Hermann Maria Rodant.

„Besser war's, wenn du mich gehen ließeßt, Christiane“, meinte Johann Treugebrodt von der Ofenbank her zu seiner Frau. „Das Wetter ist unsicher. Wir werden Nebel bekommen.“

Die Frau schüttelte mit dem Kopfe: „Nein, Johann, ich muß selber den Gang machen. Ich weiß, wie es die Scholzbäuerin macht, wenn man ihr Arbeit abliefern. Und du stehst dann da und weißt nicht, wie du mit ihr fertig werden sollst.“

Er sah sie bittend an. „Du wirst dich verirren im Nebel und Schnee.“

„Laß mich in Ruhe“, meinte die Frau schroff. „Ich gehe schon selber hinunter ins Dorf.“

Johann Treugebrodt und seine Frau Christiane bewohnten eines von den drei einzeln beieinander stehenden Häuschen, auch Bauden genannt, auf einem der zahlreichen Wiesenhänge des Riesengebirges. Das Häuschen hatte die Frau mitsamt dem Fleckchen Erde darum von ihren Eltern ererbt. Er war ein ganz armer Holzhauer, ohne Hab und Gut; aber er war ein hübscher Kerl, der Johann, und ein fleißiger, nüchternen Mensch mit dem Gemüte eines Kindes, und der Johann und die Christiane liebten einander von Herzen. So heirateten sie. Im Sommer machte der Johann den Fremdenführer, im Winter fand er Arbeit in den gräßlichen Holzschlägen.

Der Haushalt wuchs. Fünf junge Treugebrodt hatten sich den Eltern beigesellt und brauchten weit mehr, als diese letzteren vorher sich hatten träumen lassen. Als nun im letzten Herbst der Johann beim Holzfällen einen Unfall erlitt und Monate lang nicht arbeiten konnte, lehrte Meister Schmalhans in der Villa Treugebrodt ein. Und so war es ihr gestern und heute wieder ergangen. Weihnachten — und nichts Ordentliches im Hause! Etwas wie Haß machte sich in dem Herzen der Frau breit, als sie mit einem Seitenblick auf ihren Mann, die Stube verließ. „Ich hätte dem Räte meiner Mutter folgen und mir einen anderen aussuchen sollen!“ Ein bitteres Lächeln, das so gar nicht an das bevorstehende Weihnachtsfest erinnerte, suchte um die zusammengepreßten Lippen.

„Mutter, geh nicht!“ hatte er ihr nochmals nachgerufen. Aber es half alles nichts. Trohig schritt Christiane in das beginnende Dunkel des weihnachtlichen Winterabends hinaus. Sie hatte eine gute Stunde hinaus ins Dorf und beinahe zwei Stunden wieder hinauf zu gehen, und wenn Nebel kam, war das für die Frau ganz gewiß keine Kleinigkeit.

„Ich dachte schon, ihr kämet gar nicht mehr vor Weihnachten“, schraubte die Bäuerin das Baudenweib an, deren Backen bläulich angelaufen waren von der scharfen Winterluft. „Rehmt's nicht für ungut, Frau Scholzen. Ich habe gearbeitet Tag und Nacht, und nun ist ja doch noch alles fertig geworden.“ meinte die Christiane, indem sie ihre Arbeiten auspackte.

„Ist denn das alle übrig gebliebene Wolle?“ ergründete die Bauersfrau weiter.

„O freilich, ich werd doch nicht...“ Der Ton, in dem diese Worte der Gebirglerin entfuhr, hatte etwas von der Entrüstung an sich, die in der Frau emporwuchs wegen des gegen sie ausgesprochenen Verdachtes.

„Na, na,“ sagte die Auftraggeberin scharf. „Man hat schon allerlei erleben müssen.“

Während des weiteren Ganges zum Bäcker — Christiane mußte doch wenigstens eine Kleinigkeit für die Kinder mitbringen — war das nächtliche Dunkel vollständig hereingebrochen. Der Mond war gänzlich unsichtbar geworden. Aus dem unteren Tale herauf wallten die Nebel immer dichter bergan und ließen den Weg vor dem Wanderer kaum noch fünf Schritte deutlich erkennen.

Sie mußte sich gestehen, daß ihr trotz ihrer alten Bekanntschaft mit den Bergen, zwei-

schen denen sie geboren und aufgewachsen war, nicht ganz geheuer zumute war bei dem Gedanken, nun gänzlich auf sich allein angewiesen zu sein. Und unterwegs fing sie noch über allerhand zu grübeln an. Das kam davon her, daß ihr Gewissen gegen ihren Ehegefährten nicht rein war. Soeben erst hatte sie empfinden müssen, wie wehe es tut, von einem Mitmenschen hart behandelt zu werden. Ihr Mann aber hatte beinahe das gleiche er-



## Weihnacht

Tag die Menschheit auch verloren  
In des Irnwahns Sündenketten,  
Deut der Heiland ward geboren  
Mit der Gotteskraft, zu retten.  
Tag in Nacht die Welt versunken,  
Heute ging aus ew'ger Ferne  
Ihr der Liebe Gotteskinder  
Auf im hellsten Stern der Sterne.

Deut des Friedens Banner wallen,  
Denn des Friedens Fürst stieg nieder.  
Deut aus hohen Himmeln schallen  
Heil'ger Engel hehre Lieder:  
„Friede sei den Menschen allen,  
Die den Willen dazu hegen!“  
Gott und Menschen zu gefallen  
Laßt uns Friedensliebe pflegen!

Deute schickt des Vaters Liebe  
Seinen Sohn als Kind zur Erden,  
Daß wir, frei vom stolzen Triebe,  
Selbst in Einsicht Kinder werden.  
Heut aus goldnem Jugendtraume  
Ahnen feuchte Kinderblicke  
In dem lichtbesäten Baume  
Etwas von des Himmels Glücke.

Laßt uns heut am Weihnachtsfeste,  
Wenn die Weihnachtsglocken klingen,  
Unsrer Gaben allerbeste,  
Unser Herz dem Kindlein bringen,  
Daß es unsrer einst gedenke  
Bei der Weihnachtsfeier droben  
Und sich selber dann uns schenke!  
Laß dich, Kindlein, ewig loben!

Mischaben.

Jos. Kaiser.



hinaus müssen von ihr, von seiner eigenen Frau, der er stets alles zuliebe getan hatte, was er nur immer hatte tun und ausdenken können.

Da — was war das? Eine Schlucht versperrte ihr den Weitermarsch. Auf dem ganzen richtigen Wege war nicht ein einziger tiefer Bodeneinschnitt zu überwinden, das wußte sie ganz genau. Sie mußte also wirklich vom rechten Wege abgekommen sein — vermutlich im Walde, den sie vor etwa zehn Minuten verlassen hatte! Es war ihr, als dränge die eiskalte Frostluft von draußen herein, durch Mark und Bein bis an ihr Herz, so sehr erschrak sie. Un-

wirkfürlich schrie sie um Hilfe — aber wer sollte sie wohl hören?

Sie fiel nieder in den Schnee und bat Gott, er möge sie nicht verlassen in ihrer Not. Nur beim, beim zu ihrem Manne und zu ihren Kindern — und wäre es auch nur, um den Johann um Verzeihung zu bitten für die harte Behandlung, die sie ihm hatte zuteil werden lassen. Der Gedanke gab ihr neue Kraft. Sie lief und lief, und wirklich — da schimmerte aus dem Nebel von der Seite ein Licht zu ihr herüber. „Gott sei Dank!“ rief sie laut in die Dunkelheit hinein und stürzte darauf los. Und es war ihr eigenes Haus, aus dem der Rettungsschimmer ihr geleuchtet hatte.

Dicht ans Fenster war die kleine Lampe gestellt, die allabendlich ihr Stübchen erhellte — wie vorsorglich war er wieder gewesen.

Da erklangen auch schon die Tritte ihrer benagelten Schuhe auf den Steinen der Haustur, und gleichzeitig stieß sie jäh und hastig die Stubentür auf — aber die Stube schien leer, ganz leer zu sein. Ein neuer Schreck durchfuhr sie. Was war vorgefallen?

Aber da lag ja ein fremder Mann, lang ausgestreckt, im tiefsten Schläfe — der nächste Nachbar, wie sie sich alsbald überzeugte!

„Mann, Nachbar. Wo ist mein Mann? Wo ist Treugebrodt? Was ist —“

„Nur sachte, Treugebrodtin, nur sachte. Euer Johann ist auf die Suche nach euch gegangen, weil Ihr doch gar nicht wieder nach Hause kamt und nun wird er halt noch draußen im Schnee herumspazieren. Ich sollte hier auf euch warten.“

„Mein Gott und Vater, er wird sich auch verlaufen und verunglücken.“

„Unförm, Treugebrodtin, ein Holzmacher verläuft sich nicht.“

Da klang gellend aus der Ferne ein Pfiff durch die Nebelnacht, da — noch einer und noch einer — und dann nochmals drei, so wie die Leute im Gebirge auf den Fingern pfeifen, wenn sie einander sich Zeichen geben wollen.

„Der Johann kommt, der Johann kommt!“ Laut klang der Freudenruf der geängsteten Frau durch das kleine Haus, und nicht schneller als sie konnte irgend ein Mensch durch die Tür hinaus stürzen und das Signal auf gleiche Weise erwidern.

In dem Gesichte der Frau suchte und arbeitete es vor Freude, Neue, Rührung und hundert anderen Gefühlen gleichzeitig. Und kurze Minuten danach warf sie sich dem Vermögten, Erschnten und nun Wiedergefundenen in die Arme, liebevoller und liebebedürftiger noch, als sie jemals in der glücklichsten Brautzeit getan hatte und in den ersten Wochen nach der Hochzeit. Der gute Johann, sprachlos vor Freude und Stolz über die ungewohnt gewordene Auszeichnung, schloß seine Frau kräftig in die Arme, streichelte und küßte sie nach Verzenslust.

„Du hast mich gesucht, du guter Mann?“

„Freilich, du bleibst doch auch gar zu lange! Und es war ja auch gar nicht schwer, deinen Spuren nachzugehen mit der Laterne, es wurde mir schon bange, als ich an die Schlucht kam. Na, Gott sei Dank, nun ist ja alles wieder in Ordnung.“

Und nun erzählte sie ihm, gestand und beichtete ihm alles, was sie erlebt, was sie empfunden, und was ihr auf dem Herzen gelegen hatte, und zum Schlusse versprach sie ihm hoch und heilig, nie, nie mehr sollte er sich über sie und ihr hartes Wesen zu beklagen haben.

Das war ein Weihnachtsabend in der Hütte! Ohne Glanz, ohne äußeren Schmuck, ohne Geschenke und ohne Feste und Sitzgelegenheiten; aber in den Herzen brannte das Feuer reiner, wahrer Freude und echter Glückseligkeit — da brannte unsichtbar ein Weihnachtsbaum, geschnitten mit dem herrlichsten Lichtern unvergänglicher, lauterer Liebe zweier Menschen, die sich verloren und nun wiedergefunden hatten zu erneutem Glück. Es war der schönste Abend ihres ganzen Lebens geworden.